

tödlichen Erschrecken ein Gefühl wohlthuerender Erleichterung. Das Leben der Verheimlichung, das sie seit Monaten sich gezwungen gesehen hatte, zu führen, hatte ihrer Wahrheitsliebe widerstrebt, die folternde Angst sie bis an die Grenze des Wahnsinns gebracht. In diesem Moment des ersten Aufathmens erschien es ihr wie eine selige Freude, mit ihrer Tochter nach einem entlegenen Ort der Welt auszuwandern zu dürfen. Als sie aber in ihres Gatten verdörnte, gramvolle Züge blickte, wünschte sie, daß sie vor Jahren, ehe sie ihn gesehen, gestorben wäre.

Neugier und demüthig verließ sie ihren Sitz und warf sich ihm zu Füßen.

Er hob sie auf und führte sie zu ihrem Platz zurück.

„Annie nicht vor mir!“ sagte er dumpf, „sondern enthülle mir endlich rückhaltlos Deine Vergangenheit. Du warst die adoptirte Tochter von Miß Fulgor. War Dein wirklicher Name Fulgor?“

Die Lady verneinte stumm.

„Welchen Namen hattest Du?“

Sie zögerte einen Moment; doch die Zeit des Schweigens war vorbei.

„Wenn Du Dich weigerst, zu antworten,“ sagte ihr Gatte, „werde ich Clifford zu zwingen wissen, Alles einzugehen. — Sprich, wie heißt Du?“

„Emmy Reynolds.“

„Emmy! Und wessen Kind ist diese Valerie, welche Clifford heirathen wird? Wer ist dies Mädchen, daß sich für Dich opfern will?“

„Sie ist mein Kind, meine Tochter!“ flüsterte beinahe unhörbar die Lady.

„Dein Kind?“ fragte mit schmerzfüllter Stimme der Lord. „Ich wußte, daß Du Wittwe seiest, aber Du erzähltest mir nie von einem Kinde! Weßhalb verbergst man mir so sorgfältig seine Existenz? Was liegt in Deiner Vergangenheit, daß Du sie mir so ängstlich verheimlichst? Hängt es mit Deiner ersten Ehe zusammen?“

Sein fester Blick zwang sie zur Antwort.

„O, mein Gott,“ rief sie, stehend zu ihm aufsehend. „Wie soll ich, wie kann ich es Dir sagen?“

„Ich will Wahrheit, volle Wahrheit. Wer war Dein erster Gatte?“

Ein Augenblick tödtlichen Schweigens folgte. Das schöne Antlitz der Lady war kalt und ausdruckslos; sie glich einem Menschen, der seinen Todesurtheil vernommen hat. Sie dachte jetzt nicht mehr an ein Verschweigen, an ein Umgehen der Wahrheit. Ihre Lippen bewegten sich kaum, ihre Stimme klang hoch und unnatürlich, als sie antwortete:

„Du weißt, Albert, daß ich, lange vorher, ehe ich Dich kannte, verheirathet war. Mrs. Fulgor hat Dir erzählt, daß meine Ehe eine unglückliche war und daß ich als Wittwe meinen Mädchennamen wieder trug, aber sie sagte Dir nicht, daß sie mich erst kennen lernte, als das Unglück meines Lebens über mich hereingebrochen war. Sie nahm mich gütig und liebevoll auf, als meine eigene Mutter mir fluchte und mich verstieß. Sie wollte, daß ich meine Vergangenheit der Welt verbergen und alles Leid vergessen sollte. Es war ein unglücklicher Irrthum, für den ich schwer büßen mußte.“

Der Lord sprach nicht. Seine Gesichtszüge blieben undurchdringlich.

Sie fuhr mechanisch fort:

„Ich bin die Tochter eines Farmers in Kent. Mein Vater starb vor vielen Jahren, meine Mutter lebt noch. Ich habe noch einen Bruder, der auf der alten Familien-Farm lebt. Von den Meinen wagte ich nicht zu sprechen, aus Furcht, daß dadurch auch die Schuld meiner Jugend an den Tag kommen könnte. — Ich war die einzige Tochter meiner Eltern, der Abgott meiner Mutter und meines Bruders. Meine Mutter hegte ehrgeizige Wünsche für meine Zukunft und ließ mich in einem berühmten Institut Londons erziehen. — Eines Tages verlor ich auf einem Spaziergang, den ich in Begleitung eines Dienstmädchens machte, mein Taschentuch; ein junger Mann eilte hinzu, hob es auf und überbrachte es mir. Dies war der Anfang einer Bekanntschaft, die mein Leben elend machte und mich jetzt zu Grunde richtet. Er stellte sich mir als Oscar Rochester vor und begegnete mir von da an öfters. Das Mädchen, welches er durch Geld gewonnen hatte, überbrachte mir seine Briefe, in welchen er mir seine Liebe gestand. Ich war noch so jung, so vertrauensvoll, ich fühlte mich geschmeichelt, ich bildete mir ein, daß ich ihn liebte und daß meine Mutter sich über diese Heirath freuen würde. Er forderte von mir, — aus Rücksicht für seinen Vater, — Stillschweigen und drängte mich zu einer Heirath. Das Ende war eine geheime Trauung in einer alten Stadtkirche. Clifford war der Zeuge.“

Ihre Stimme verlagte. Der Lord bewegte sich nicht; sein strenges Auge haßte kalt auf dem schmerzbelegten Antlitz seiner Gattin.

„Weiter,“ befahl er.

„In einer Villa in St. Johns Wood, wohin mich Oscar gebracht hatte, verlebte ich Monate voll thörichten Glücks. Im Institut glaubten sie, ich sei zu Hause, und dort meinten sie, ich sei noch im Institut. Oscar wünschte, daß ich meiner Mutter die Wahrheit verheimlichte. Die Briefe, welche ich aus

der Heimath empfing und beantwortete, erhielt ich durch die Vermittlung des Dienstmädchens, das wir schon früher in's Vertrauen gezogen hatten. — Ich war ungefähr ein Jahr verheirathet, als eines Tages Oscar mit seinem Dufensfreunde Clifford in mein Zimmer trat und mir erklärte, daß ich nicht seine Gemahlin sei, daß die Trauung nur eine Komödie gewesen wäre und daß er eine Andere heirathen müsse.“

Sie hielt inne; ihr Haupt senkte sich tiefer und tiefer unter der Last der Qual und des Kummers. Lord Romondale blieb noch immer bewegungslos.

Sie raffte sich wieder auf und begann aufs Neue:

„Clifford bestätigte Oscar's Worte. Sie sagten, daß ich nicht seine Frau, nur seine Geliebte sei, daß Oscar mich von Anfang an getäuscht und mir seinen wahren Namen verschwiegen habe. Mein Kopf schwindelte, meine Gedanken verwirrten sich. Sobald es Nacht geworden, verließ ich die Villa und eilte wie wahnsinnig durch die Straßen. Ich stand schon auf der Waterloo-Brücke und wollte mich hinabstürzen, als eine andere Unglückliche mich zurückstieß, in die Themse sprang und in der Tiefe verschwand! Voll Entsetzen begann ich meine Flucht aufs Neue. Die Bewohner eines Hauses in Surrey-Side fanden mich bei Tagesanbruch auf den Stufen ihres Hauses. Sie nahmen mich auf und pflegten mich. Bei ihnen ward mein Kind geboren!“

Den Rest ihrer Geschichte erzählte sie mit fieberhafter Hast, — daß sie Oscar Rochester mit seiner Braut habe fahren sehen, daß sie das Kind ihrer Mutter übergeben habe und daß sie von Mrs. Fulgor an Kindesstatt angenommen worden sei. —

„Du weißt nun Alles, Albert,“ schloß sie. „Mein Kind lebt und heißt Valerie Reynolds. Bedenke ihr trauriges Loos! — Ihr Vater war Oscar, — ich erfuhr seinen wahren Namen erst, als ich im vorigen Jahre mit Dir nach London zurückkehrte. — Erinnerst Du Dich jener Gesellschaft, die der Graf St. Berry zur Feier unserer Rückkehr gab? Clifford war dort, erkannte mich wieder und erzählte mir von meinem Kinde. Es war eine verhängnißvolle Nacht! In der Gemälde-Galerie des Grafen sah ich das Bild seines einzigen, verstorbenen Sohnes. Es war das des Mannes, den ich unter dem Namen Oscar Rochester gekannt und den ich, so wahr Gott lebt, für meinen Gatten gehalten hatte!“

Ein krampfhafter Schmerz durchzuckte die Züge des Lords.

„Seit jener ersten Wiederbegegnung drohte Clifford mir mit dem Preisgeben meines Geheimnisses und versprach nur unter der Bedingung Schweigen, daß Valerie ihn heirathe. Er liebt sie und will sie trotz ihrer Geburt zu seiner Gemahlin machen. — Noch eins bleibt mir aufzuklären. Der Graf St. Berry erzählte Dir von Miß Bloom, seiner Mündel und von seinem vergeblichen Bemühen, diese wieder aufzufinden. Er ahnt es nicht, daß Valerie Reynolds seine Enkelin ist!“

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

— Aus Metz wird geschrieben: In dem Kasernen des Rheinischen Infanterie-Regts. Nr. 8. (Steinweg-Kaserne) hat jüngst ein Hund eine Hundsgurke durchmachen müssen, die der berühmten Cur des amerikanischen Dr. Tanner vollständig an die Seite gesetzt werden kann. Als das Regiment am 1. Juni von hier zu der Schießübung nach der Wahner Heide abrückte, war in einem Zimmer der Kaserne, von Niemand bemerkt, ein Hund zurückgeblieben, der, als die Mannschaft am 9. Juli von der Uebung zurückkehrte, daselbst zwar in total entkräftetem und abgemagertem Zustande, aber doch noch lebend angetroffen wurde. Durch genaueste Untersuchung ist festgestellt worden, daß an Nahrungsmitteln nicht das Geringste im Zimmer zurückgeblieben war; deutlich erkennbare Spuren zeigen, daß das Thier, um seinen Hunger zu stillen, an einigen Holztheilen genagt hatte. Wie es möglich gewesen, daß der Hund die 39 langen Tage seiner Gefangenschaft ohne Nahrung und Trank lebend überstanden hat, ist ein Räthsel. Als man ihn endlich erlöste, konnte er vor Mättigkeit anfänglich feste Nahrung nicht zu sich nehmen; nachdem man ihm aber zwei Tage lang Milch eingeflößt, kam er langsam zu sich, und jetzt frist er wieder wie zuvor und läuft munter vor der Kaserne herum.

— Die Saison der Petroleumlampenexplosionen scheint wieder zu beginnen, denn mit Beginn der längeren Abende wird die Lampe wieder aus der Ecke hervorgeholt, die während der Sommermonate außer Gebrauch gesetzt war. Eine solche Lampe, die vielleicht seit Pfingsten nicht mehr angesteckt, vielleicht mit Docht und Petroleum bei Seite gestellt worden ist, soll nun brennen und leuchten wie zuvor; und doch ist dies beinahe nicht möglich. Eine ordentliche Hausfrau hat vor dem Beisehen der den Winter über benutzte Lampe das Petroleum erst gründlich abgebrannt, denn nach monatelangem Stehen ist es nicht mehr ohne Gefahr zu gebrauchen; es erzeugt sich in dem Bassin Petroleumnaphta, welches viel ätherischer und leichter entzündlich ist, als Petroleum

selbst, denn während Petroleum etwa bei 52 Grad R. Hitze explodirt, explodirt das Naphta schon bei kaum 30 Grad R. Außerdem ist der Docht inzwischen silzig geworden, saugt daher schlecht, rußt, riecht und setzt leicht Kohle an. Eine ordentliche Hausfrau muß also beim Wiederbenutzen der Lampen den alten Docht durch neuen ersetzen und das alte Petroleum, was etwa noch auf der Lampe ist, weggießen lassen, wenn sie nicht der Gefahr einer Explosion entgegensehen will. Die Blätter haben im vorigen und vorvorigen Jahre nicht unterlassen, das Publikum auf diese Gefahr beim Wiederbenutzen der längere Zeit zurückgestellten Lampen hinzuweisen. Aber nicht genug kann auf die gedachte Gefahr hingewiesen werden, denn schon wieder werden Petroleumlampenexplosionen und daraus entstehende Brände gemeldet.

— Wie sehr das „Standesbewußtsein“ bei den Berliner Verbrechern hochgehalten wird, zeigte sich bei einer jüngst vor der 1. Ferienstrafkammer hiesigen Landgerichts I. geführten Verhandlung. Angeklagt waren drei Männer mit echten Verbrecher-Physiognomien, welche mit dem Strafgesetzbuche schon häufig in Konflikt gerathen sind und sich jetzt wieder wegen schweren Diebstahls zu verantworten hatten. Zu ihrer Belastung wurde auch ein schon bejahrter Verbrecher ins Feld geführt, der schon mehrmals im Zuchthaus gesessen und jetzt wiederum seit langer Zeit in der Station für Untersuchungsgefängnisse in der Stadtvoigtei der Wiederholung dieses Schicksals entgegensteht. Er hat während der Untersuchung einige, die Angeklagten belastende Bemerkungen zu dem Kriminalkommissarius Kraft gemacht und soll darüber vernommen werden. — Präsi.: Nun lassen Sie sich darüber aus, was Sie zur Sache wissen.

— Zeuge: Ich wer mir hüten! Nicht weiß ich. — Präsi.: In den Akten hat aber der Kriminalkommissarius bezügliche Angaben gemacht. — Zeuge: Denn soll der Mann herkommen und mir des mal im Gesichte sagen. — Präsi.: Machen Sie keine Umschweife. — Zeuge: Ich kann Ihnen nur sagen, daß der Mann denn mal hergeholt werden soll. — Präsi.: Der Herr Kriminalkommissarius greift sich so Etwas doch nicht aus der Luft. — Zeuge: Wo er's herkriegt, det jeht mir nicht an. Des die Herren so um Eenen immer rumkriechen, wenn man oben in'n Affenlasten sitzt und so von hinten rum aus Eenen was rausquetschen wollen, det stimmt ja, aber damit haben se bei mir keen Glück. — Präsi.: Ich mache darauf aufmerksam, daß Sie hier Nichts zu verschweigen haben, denn wir werden Sie eventuell vereidigen. — Zeuge: Dagegen müßte ich denn doch protestiren. Ich bin een bestraftes Subject, schmeichle mir och polizeilicher Beaufsichtigung und muß also uff die Ehre der Vereidigung verzichten. — Präsi.: Darüber haben wir nur zu entscheiden und der Gerichtshof besitzt Mittel, Sie eventuell zum Eide zu zwingen. — Zeuge: Ich weech Nichts, und wenn ich wat wüßte, denn würde ich et dennoch nich sagen! — Präsi.: Ich mache Sie noch einmal darauf aufmerksam, daß Sie einen Meineid begehen würden, wenn Sie hier Etwas verschweigen würden. — Zeuge: I wo wer' ich denn meine Kollegen verrathen! Wie Sie mir hier sehen, bin ich doch selbst en oller ausgedienter Dieb; ich habe „ehrlich“ meine drei Jahre in Zauer abgebrummt, des is wahr, aber en Schuft bin ich darum noch lange nich und es wäre doch ne niederträchtige Schufterei, wollte ich zum Nachtheil meiner Kollegen pfeifen. So wat müssen Se nich verlangen! — Da aus dem Zeugen absolut Nichts herauszubringen war, beschloß der Gerichtshof, den Termin zu vertagen und zunächst den Kriminalkommissarius zur Konfrontirung mit dem Zeugen vorzuladen.

— Wattencheid in Westfalen. Am Sonntag vor. Woche wurde ein hiesiger Polizist, seit Kurzem außer Dienst, wegen eines Sittlichkeitsverbrechens, bezangen an einem 13jährigen Mädchen, verhaftet. Dies ist in unserm kleinen Amtsgerichtsbezirk der sechste Fall dieser Art innerhalb acht Tagen. Gewiß eins der traurigsten Zeichen unserer Zeit und leider auch der hiesigen Gegend! — Das „Westf. Volksbl.“ registrierte dieser Tage außerdem noch eine große Anzahl ähnlicher Fälle. So haben in Hagen an einem Tage zwei Attentate auf 10- bis 12jährige Mädchen stattgefunden u.

— [Conservirung des Schuhwerks.] Wenn Schuhe und Stiefeln außer Gebrauch an einem feuchten Ort aufbewahrt werden, so überziehen sie sich gewöhnlich mit Schimmel, der das Leder angreift während an trockenen Orten das Schuhwerk einschrumpft und hart wird. Diese doppelte Unannehmlichkeit läßt sich vermeiden, wenn man etwas Terpentinöl auf einen wollenen Lappen träufelt und damit die Schuhe überfährt. Das Terpentinöl wirkt günstig auf die Conservirung des Leders und hält zugleich die Mäuse und Ratten ab, welche öfters dasselbe benagen. Dieses Mittel dürfte deshalb auch zur Anwendung auf das Geschirrtleder zu empfehlen sein.

— [Die versteckte Testamentsklausel.] Jemand, der seinem Neffen mit guter Manier vorwerfen wollte, daß er ihm einen silbernen Löffel entwendet habe, ließ folgendes in sein Testament setzen: „Ferner vermache ich meinem Neffen Karl elf silberne Löffel. Er weiß schon, warum ich das Duzend nicht voll mache.“